

(Nachdruck verboten.)

1)

## Der Dieb.

Die Tragödie eines Kindes.

Von Karl Bujse.

Mehrere Jahre hindurch war vor dem Landrat von Derken zwei- oder dreimal im Monat eine zarte Frau mit verhärmtten Zügen erschienen. Dann pflegte sich der Landrat den weißen Bart zu streichen und auf ihren schlüchternen Gruß zu antworten: „Da sind Sie ja, Frau Knoll! Sie möchten mir gewiß sagen, daß Ihr Mann krank ist und heut' nicht kommen kann.“

Die Frau ward purpurrot und nickte. Herr von Derken spielte mit dem Brieföffner und seufzte.

„Nun, es ist gut,“ sprach er dann. „Da mag einer von den Schreibern die Postfachen heut' besorgen.“

Mit einem leisen „Danke schön“ entfernte sich die Frau. Doch wenn die Tür sich geschlossen hatte, ging der Landrat mit großen Schritten durchs Zimmer, trat ans Fenster und brummte: „Möchte nur wissen, wo der Sauffack dieses Weib her hat. Es ist zum Gotterbarmen, wenn man das Häppchen sieht! Und ich bin neugierig, wie lange das noch dauern soll!“

Es dauerte auch wirklich nicht lange. Das „Häppchen“ ward immer schmäler und zarter, und eines Morgens lag das „Häppchen“ tot in seinem Bette. Der Botenmeister Knoll war sehr gerührt und weinte bitterlich. Noch nach dem Begräbniß erzählte er in jedem Ausschank, daß er ein so gutes Weib nicht wieder kriege und daß er um jeden Preis Vergessen suche. Dabei trank er ein Gläschen nach dem anderen, bis er wirklich alles vergessen hatte. Trat er dann mit der schwarzen Ledermappe auf die Straße, so ordneten sich die Jungens, die am Rinnstein spielten, zum Gänsemarsch und zogen ihm nach, wobei sie in endlosen Variationen zur Melodie des Papsenstreichs den Vers sangen:

„Vater Knoll, Vater Knoll,  
Sauf' nicht so toll!“

Den Gipfel des Bergnügens bildete es dann, wenn der Botenmeister den Versuch machte, eine der Rangen zu erwischen. Es war ein fruchtloses Bemühen. Vater Knoll sah es stets von neuem ein. So begann er denn zu schimpfen, und je mehr er sich ereiferte, um so größer ward der Jubel seiner Leibgarde, bis ein friedliebender Bürger der Lust ein Ende machte.

Das „Häppchen“ hatte ihm ein Kind hinterlassen, einen Knaben, der beim Tode der Mutter ungefähr zehn Jahre alt war. Es war ein scheues Kerlchen, ebenso zart wie die Mutter und ebenso still wie sie. Er war ihr Glück und ihr Halt gewesen, und eifersüchtig hatte sie über ihm gewacht, daß er mit nichts in Berührung kam, was die junge Seele hätte kränken können. Als der Vater zuletzt immer öfter ange-trunken nach Hause kam, hatte sie alles aufgeboten, um die beiden fern zu halten. Und während sie sich sonst dem Gatten in jeder Beziehung unterordnete, in die Erziehung des Kindes durfte er sich nicht mischen. Darüber wachte sie.

Das ging so weit, daß sie den kleinen Menne — er hieß Hermann und Menne rief man ihn — am liebsten jeden Augenblick an der Hand gehalten hätte. Eines Tages kam sie totenbläß nach Hause. Sie hatte unweit des Marktes den Vers der Straßenjungen gehört. Und eine fürchtbare Angst packte sie, daß ihr Knabe ebenso zufällig einst Zeuge einer solchen Szene sein und vernehmen könnte, wie man seinen Vater verhöhnzte.

Seitdem ward der kleine Menne noch sorgfamer als bisher von allem Verkehr abgeschlossen. Er spielte auf dem Hofe, baute sich dort seine Brücken und Höhlen aus Sand und redete in Ermangelung eines anderen Spielgefährten mit sich selbst. In der Schule hielt er sich abseits, wurde rot, wenn ihn jemand ansprach, und ging allein mit seiner Mappe nach Hause.

Als er neun Jahre alt geworden war, hatte ihn seine Mutter bei der Hand genommen und war zum Gymnasialdirektor mit ihm gegangen. Es war ein freundlicher Mann, kein Jüngling mehr, und der Landrat hatte ihn oft von der

braven Frau seines Botenmeisters erzählt. In der Kleinstadt kannte ja jeder den anderen. Und als das „Häppchen“ nun stotternd ihren Herzenswunsch herausbrachte, den Jungen auf dem Gymnasium zu sehen, nickte er, sagte ein paar ermunternde Worte und versprach, auch für eine Freistelle Sorge tragen zu wollen, wenn die Aufnahmeprüfung gut ausfiel.

Sie fiel gut aus. Und einige Wochen später sah Menne Knoll in der Sexta. Die lateinische Grammatik Ellendt-Seiffert ward ihm aus der Bibliothek geliehen, die übrigen Bücher gleichfalls. Das „Häppchen“ war glücklich, und ihr Mann hatte gegen die Lernerei nichts einzuwenden, so lange sie nichts kostete.

Auch daß ihr Sohn nach der Quinta aufstieg, erlebte die zarte Frau noch. Dann erst legte sie sich hin. Ihr Gesicht zeigte, daß sie einen schweren Todeskampf bestanden hatte. Um ihres Kindes willen wollte sie leben bleiben; um dieses Kindes willen hatte sie mit dem Altbefieger wohl so hart gerungen.

Nun war der Kleine mit seinem Vater allein. Die größte Sorgfalt der Mutter hatte ihm natürlich die Schwäche des Botenmeisters nicht verbergen können. Aber erst jetzt sah er das ganze Unglück. Hatte er sonst ein Groschenstück für ein Schreibheft gebraucht, er war zur Mutter gegangen. Und es hatte sich immer eins gefunden. War ihm in der Schule Unrecht widerfahren, er wußte, wem er seine Not klagen durfte. Seine Mutter war ihm alles gewesen, Helferin, Freundin, Vertraute, Spiel- und Lerngefährtin. Vor dem Schlafengehen überhörte sie die Vokabeln, dann brachte sie ihn zu Bett und im Nu schlief er ein.

Jetzt aber? Als er weinend in der Kammer gelegen und seiner toten Mutter gedacht, war der Vater gekommen, stolpernd und angetrunken, hatte wirre Reden geführt und dann geschrien: „Mach' Licht, Marie — he, wird das?“ Er hatte vergessen, daß die, welche er rief, draußen im Kirchhof lag — vergessen im Rausch.

Und Menne Knoll fing an, die Augen aufzumachen. Er sah und hörte, was ihm früher verborgen war. Allmählich bekam er ein Frauen vor dem Vater. Wenn er heimkam, steckte er den Kopf tiefer in die Kissen und zitterte. Wenn er ihn nicht sah, atmete er auf. Und brauchte er jetzt ein Heft, eine Feder, ein Löschblatt, so schleppte er sich tagelang schon mit der Furcht vor dem Augenblick, wo er es sagen mußte. Denn dann fluchte der Botenmeister über das teure Geld und brummte über den vergeudeten Groschen, für den es allerdings beim Schankwirt schon ein sehr gutes Schnäpschen gab.

Auch sonst war so vieles anders. Die Frau, die den Haushalt besorgte, kam nicht immer zur rechten Zeit, so daß der kleine Menne manch liebes Mal ohne Kaffee und ohne Frühstücksbrot in die Schule mußte. Wo er auch hin-sah, überall fehlte die Mutter, die er so abgöttisch geliebt, an die er in jeder freien Minute, oft sogar mitten in der Schulstunde dachte.

Da ward der kleine Menne Knoll, der immer so still gewesen war, noch stiller. Auf der Straße drückte er sich scheu an den Häusern entlang. Den Kopf geduckt, die Schultern hochgezogen, ging er dahin wie in ständiger Erwartung eines Schlages. Er nahm nicht teil an den Spielen seiner Altersgenossen, er widersprach nicht, er rührte sich beim Unterricht nicht und wagte auf der Straße kaum das Haupt zu heben. Seine Mitschüler neckten und verspotteten ihn — er ward rot und ließ es geschehen. Da nannten ihn die Quintaner einen „seigen Streber“ und zuckten nur noch die Achseln.

Nur einmal trat Menne Knoll aus seiner Reserve heraus. Und das kam so:

Der Nachmittagsunterricht war beendet, und die Buben liefen mit den Büchern nach Hause an den Kaffeetisch. Aber auf dem Markte begegnete ihnen Vater Knoll. Er schritt steif und kerzengerade und setzte ein Bein vors andere, wie immer, wenn er des Guten zubiel genehmigt hatte. Und natürlich dauerte es nicht lange, bis die Straßengugend im Verein mit ein paar vorlauten Sextanern hinter ihm drein war. Es kam alles programmäßig: der Gänsemarsch, der berühmte Vers, die vergeblichen Versuche des Botenmeisters, die

Missetäter zu fangen, und sein eifriges Schelten. Nur eins war anders.

Vor der Kronenapotheke war eine Steintreppe. An der Steintreppe, mit totenblassem Gesicht, lehnte Menne Knoll. Er war auf dem Heimweg, den er auch heute ganz für sich machte. Da er weder rechts, noch links sah, hatte er seinen Vater nicht bemerkt. Erst als vielstimmig das Lied an sein Ohr schlug, das Lied vom „Vater Knoll“, sah er auf.

Ein wildes Zittern befahl ihn, daß er sich an die Steintreppe lehnen mußte. Das Herz klopfte, als wollte es die Brust sprengen; in grenzenlosem Entsetzen starteten seine Augen auf den Trunkenen und die Rote der Buben.

Er brachte nichts heraus, keinen Schrei. Nur seine Hände krümmten sich. Und regungslos starrte er auf das Schauspiel, das den anderen solchen Heidenpaß machte.

Vater Knoll schimpfte und stolperte dem frechsten Jungen unter dem brausenden Hurrageschrei der anderen nach.

In diesem Augenblick ging es wie ein Schlag durch den Körper des Kindes. Die aus der Bibliothek zur Benutzung geliehenen Bücher flogen aufs Pflaster und wie ein Pfeil schoß der schwächliche Menne Knoll unter die freischwärmenden Buben. Ehe sich's der Dreifeste versah, hing er ihm am Galle, und seine dünnen Finger krampften sich in Nacken und Schulter dessen, der seinen Vater gehöht.

Die übrigen stupten. Es war still. Jeder drängte sich, den unerwarteten Zwischenfall mit anzusehen. Es war ein Leuchendes Ringen. Aber es war ungleich. Nicht lange, und der kleine Menne ward wie ein Ball von dem kräftigeren Gegner abgeschüttelt. Er schlug schwer aufs Pflaster.

Vater Knoll hatte sich inzwischen immer mehr in Wut geschimpft, obwohl ihn niemand mehr beachtete. Und grimmig ging er auf die beiden Ringer los. Er fand nur noch einen — den, der auf dem Pflaster lag und der jetzt langsam aufstand.

„Hab' ich den verfluchten Bengel,“ schrie der Botenmeister und schüttelte ihn, ohne ihn im ersten Augenblick zu erkennen.

„Ich bin's, Vater!“ sagte Menne Knoll. Es war sonderbar gesprochen. Hart und kalt, wie es ein Kindermund sonst kaum vermag.

Der Alte stuchte. Dann jedoch mußte er sich wohl des vorigen Spektakels entsinnen.

„Donnerstag und Freitag!“ fluchte er mit schwerer Zunge — „die eigene Range macht mit, wenn die Bande einen ehrlichen Mann verfolgt! Warte, Mosjö!“

Und Klatsch, Klatsch, hatte Menne links und rechts eine Backpfeife sitzen.

Er wehrte sich nicht. Langsam, während der Alte hinterdrein schimpfte, ging er zur Apotheke hinüber, nahm seine Bücher auf und schritt davon. Zu Hause war er allein.

Zusammengekauert saß er in der Ecke. Ihn fror. Es war ihm immer, als hörte er die Stimmen der Gassenjungen draußen:

„Vater Knoll, Vater Knoll,  
Sauf' nicht so toll!“

Dann fuhr er lauschend auf und sein Gesicht glühte.

Er fürchtete sich vor morgen. Denn er wußte, daß morgen das ganze Gymnasium als neueste Geschichte seinen Ringkampf erfuhr. Vor dem Vater hatte er seit vorhin keine Angst mehr. Er konnte nichts weiter als ihn schlagen. Möchte er's immerhin!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Die Wirkung heißer und kalter Speisen auf den Magen.

Professor Johannes Müller in Würzburg hat dieser wichtigen Frage auf Grund sorgfamer Experimente eine ausführliche Behandlung gewidmet, die in der „Zeitschrift für Diätetik und Hygienische Therapie“ erschienen ist. Man kann es sich eigentlich selbst sagen, daß die verschiedene Temperatur der Speisen und Getränke für die Tätigkeit der Verdauungsorgane nicht gleichgültig sein kann, weil die Unterschiede zu bedeutend sind; schwankt doch die Temperatur der Speisen im allgemeinen zwischen 5 und 60 Grad. Auch der Gelehrte erkennt die Tatsache an, daß die Wahl der Temperatur bei den genossenen Speisen sehr wesentlich vom Geschmack des einzelnen Menschen bestimmt wird, weil dieselbe Speise bei verschiedener Temperatur sehr verschieden stark

auf den Geschmacks- und Genußsinn einwirkt; durch diese aber werden wiederum die Nerven der Verdauungsorgane hauptsächlich beherrscht und zur größeren oder geringeren Tätigkeit angeregt. Die Ärzte haben oft Gelegenheit, bei ihren Patienten festzustellen, daß sehr kalte Speisen und Getränke für Magen und Darm schädlich sind, während heiße Getränke gerade bei Erkrankungen dieser Organe häufig mit Nutzen verwandt werden. Die bisherige Kenntnis scheint auf den Satz hinauszukommen, daß kalte Speisen herabsetzend, zuweilen freilich sogar lähmend auf die Bewegungen des Magens wirken, warme oder heiße Speisen anregend oder beschleunigend. Die Bewegungen des Darmes dagegen werden durch kühle Speisen und Getränke vermehrt, durch warme eher gehemmt. Professor Müller hat nun zusammen mit Dr. Hurd einige bisher ganz unbefannte Teile dieses Zusammenhangs aufzuklären versucht. Zunächst hat er feststellen wollen, in welcher Zeit die Temperatur der Speisen im Magen ausgeglichen wird. Es hat sich ergeben, daß der gesunde Magen überraschend schnell verhältnismäßig große Mengen von Speisen in die ihm eigene Temperatur überführt, also zu kalte erwärmt, zu heiße abkühlt. Die Erwärmung kalter Speisen und Getränke erfolgt wenigstens anfangs in einem Tempo von 6 Grad in der Minute, später freilich langsamer. Wichtiger aber ist die Ermittlung, daß beim Genuß größerer Mengen sehr kalter Flüssigkeiten ein beträchtlicher Teil in den Darm übergeht, ehe er bis auf die Temperatur des Körpers erwärmt worden ist, und daraus erklären sich die oft darauf folgenden Darmkrankheiten. Ein völliger Ausgleich tritt bei kalten wie bei warmen Speisen nur dann ein, wenn sie in mäßigen Mengen dem Magen zugeführt werden. Die Leistungen, die der Magen in diesem Temperaturausgleich vollbringt, sind eigentlich bewunderungswürdig. Er muß jeden Augenblick bereit sein, eine kalte Speise durch das in seinen Wänden enthaltene und immer wieder erneute Blut schnell zu erhitzen und andererseits mit seinen Geweben die Wärme einer heißen Speise aufzunehmen und abzuführen. In welcher außerordentlichen Weise der Magen dieser äußerst schwierigen Aufgabe gerecht wird, geht aus der Tatsache hervor, daß beim Genuß von sehr kaltem Wasser die Temperatur der benachbarten Haut, also derjenigen der oberen Bauchgegend, nur um zwei Grad sinkt. Freilich ist zu berücksichtigen, daß die Temperatur der Speisen und Getränke schon in der Mundhöhle und in der Speiseröhre Veränderungen erleidet, die sie der Körpertemperatur näher bringen, und zwar erwärmt sich im Mund Wasser von 5 Grad schon in der kurzen Zeit von 5 Sekunden auf 10 Grad, bei weiteren 5 Sekunden auf 11 und bei 20 Sekunden auf 13 Grad. In ähnlicher Weise erfolgt die Herabsetzung der Temperatur heißer Speisen und Flüssigkeiten im Munde, so daß dem Magen keine allzu große Arbeit mehr zugemutet wird. Wäre das nicht der Fall, so würde die Gefahr, sich durch einen zu heißen Bissen oder einen Schluck zu heißen Getränkes die Speiseröhre und den Magen zu verbrennen, ganz außerordentlich viel größer sein, als es in Wirklichkeit der Fall ist, und auf der anderen Seite hätte man auch Erklärungen aus gleicher Ursache sehr viel mehr zu fürchten. Glücklicherweise darf man annehmen, daß selbst ein sehr kaltes Getränk, wenn es nur einigermaßen langsam genossen wird, doch schon die Körpertemperatur erreicht hat, wenn es in den Darm gelangt. Zweitens kam es den Würzburger Forschern darauf an, die Wirkung der Speisentemperatur auf die Bewegungen des Magens zu bestimmen. Zu diesem Zweck erhielten einige Versuchspersonen Flüssigkeiten von gleicher Menge, aber sehr verschiedener Temperatur, die möglichst schnell herunter getrunken werden mußten. Die Veränderung der Temperatur und Menge der Flüssigkeit im Magen wurde dann nach einer Viertelstunde gemessen. Es stellte sich heraus, daß sowohl große Kälte wie bedeutende Wärme der Speisen die Entleerung des Magens verzögert, indem dessen Entleerung weitans am schnellsten erfolgt, wenn die Temperatur der Speisen gerade mit der Körpertemperatur übereinstimmt. Daraus geht hervor, daß der Magen eine gewisse Polizei an den Speisen ausübt, indem er ihnen verbietet, ihn in einem Zustand zu verlassen, in dem sie mit einer für den Darm etwaigenfalls schädlichen Temperatur behaftet sind. Es ließe sich außerdem vermuten, daß die Temperatur der Speisen auch auf die eigentlich verdauende Tätigkeit des Magens von Einfluß ist, und daher haben die Würzburger Forscher auch die Wirkung der Temperatur auf die Ausscheidung der Magensäure beachtet. Hierin haben die Versuche keine bedeutenden neuen Erfahrungen zu bringen vermocht, man muß sich daher an die älteren Angaben halten, wonach auch in dieser Beziehung Speisenzustand von der Wärme der Körpertemperatur die Verdauungstätigkeit des Magens am günstigsten beeinflussen. Wichtig ist die Feststellung, daß die schädliche Wirkung von kaltem Wasser durch Zusatz von Alkohol z. B. Kognak gemindert werden kann, indem dadurch die Ausscheidung von Magensäure in der Tat vermehrt wird. Die Gelehrten halten danach den Zusatz von Alkohol zu verdächtigem Trinkwasser als Vorsichtsmaßregel für berechtigt. Aus den Ergebnissen, wie sie am Schluß der bedeutsamen Arbeit zusammengestellt werden, sei noch besonders erwähnt, daß der Temperaturausgleich gegenüber den Speisen im Magen selbst nicht allein durch Aufnahme oder Abgabe von Wärme seitens des Blutes und der benachbarten Gewebe erfolgt, sondern auch dadurch, daß der Magen eine ausgleichend wirkende Flüssigkeit ausscheidet. — Dr. L.

## Kleines feuilleton.

— Steinadler in den Algäner Alpen waren noch vor wenigen Jahren keine seltene Erscheinung; auch jetzt noch gelingt es ab und zu einem scharfsichtigen und trefflichen Jäger, einen der gefährlichsten Räuber herabzuholen. So wurde vor kurzem wieder ein Steinadler in der Umgebung von Oberstdorf im Algäu erlegt, dessen Flügelspannweite 2 Meter 35 Zentimeter und dessen Länge 90 Zentimeter beträgt, während die vollständig geöffneten Flügel oder Krallen die Spannweite einer Mauthand besitzen. Der Schütze gab an, daß ihm persönlich nicht weniger als sechs Horste bekannt seien, die aber schon seit mehreren Jahren nicht mehr bezogen wurden, woraus er schließt, daß die ab und zu in der Umgebung der Mädelegabel noch angetroffenen Steinadler nur Zugvögel aus anderen entlegenen Gebieten seien. Nur ein einziges Mal habe er eine Adlerfamilie (zwei Alte und ein Junges) längere Zeit beobachtet und schließlich erlegt. Der in einer möglichst unzugänglichen Felsnische oder auf den Wipfelzweigen der höchsten Bäume errichtete Horst besteht in seinem Unterbau aus starken Knüppeln, dem sich ein Oberbau aus dünneren Zweigen und Flechten anschließt; der Horst hat oftmals einen Durchmesser bis zu zwei Metern. Bei der früheren Häufigkeit der Steinadler, die ein sehr hohes Alter erreichen können, glückte es öfters, einen solchen von seinem Horst herunterzuschießen oder die Jungen auszunehmen, jetzt muß der Jäger froh sein, wenn es ihm gelingt, im strengen Winter am Anfsitz bei Falthild oder bei einem Lieblingsbaume oder Felten, auf dem die Adler mit Vorliebe aufsaugen, die Federn putzen und Umschau halten, zum Schuß zu kommen. So gelang es dem Schützen im Winter 1901/1902 innerhalb neun Wochen von einer einzigen ihm bekannten sogenannten Bettertaube nicht weniger als zehn Adler mit der Stugel herunterzuholen. Wenn das oftmals vergebliche lange Verweilen auf dem Anfsitz auch mancherlei Gefahren für die Gesundheit mit sich bringt, so entschädigt hierfür einerseits wieder die Freude an der glücklich erlegten Beute, andererseits auch der materielle Gewinn, da die Adlerflaumen (Unterflanzfedern) und die Klauen von Liebhabern teuer bezahlt werden. Ein Adler repräsentiert je nach seiner Größe einen Wert bis zu 80 und sogar 100 M. —

### Literarisches.

ok. Ludwig Finsch: „Der Rosendoktor“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1906). — Wie nenn' ich bloß dies Buch? Ein Roman ist es nicht. Eine Geschichte auch nicht. Eine Novelle? Ihr fehlte die Handlung. An Chopin oder Schumann möchte ich denken, oder an eine alte Volksweise: so wehmütig, so rein, so leise verklingend wie sie. Es liegt über dieser Elegie viel von Eduard Mörikes poetischer Art, dessen engerer Landsmann Ludwig Finsch ist. Das Träumerrische, Personene, das Reine, Unberührte, die Liebe zur Heimat, der reizvolle Zauber ihrer Landschaft spricht sich hier aus. Wir wandern mit dem Knaben in Elternhaus und Garten am Radar umher, steigen mit ihm auf die Berge, durchstreifen die Flur. Eine Primanerliebe verklingt. Er geht auf die Universität. Dort tritt die Liebe zum zweitenmal in sein Leben. Eine Malerin ist sie. Man liebt sich unsäglich; aber „sie“ entdeckt, daß er nicht zum Juristen taugt. Die Liebe macht ihn zum Dichter. Umjatteln, Schriftsteller werden, wie schön wäre das! Die Eltern befinden anders darüber. Einen sicheren Beruf müsse der Mensch doch haben. So studiert er Medizin. Ein Wohltäter der Leidenden will er werden, Schmerzen lindern, Wunden schließen. Nach München ist auch seine Geliebte mitgegangen. Beide arbeiten am Bau ihrer ferneren Existenz. Dann werden sie heiraten. Und sie lieben sich innig und rein. Aber da tritt ein anderer in ihren Kreis. Und dieser andere, ein leidenschaftlicher Musiker, gewinnt das Herz der Malerin. Es kommt zur Erklärung. Ein anderer verführe, wie sonst „Vetrogene“ gegen „Betrüger“ zu verfahren pflegen. Nicht so der junge Arzt. Er entsagt — aus Liebe. Sie bleiben sich treu, obwohl sie die Frau des anderen geworden ist. Er übt irgendwo im Schwäbischen die Landpraxis aus. Die Natur ist seine Fremdbin; bei ihr findet er Glück und Sonne; in seinem Beruf Zufriedenheit und philosophische Ruhe. In seinem Garten umgibt er sich mit Rosen, Rosen, nichts als Rosen. Sie waren die Lieblinge in seiner Knabenzeit; sie bleiben ihm die Gefährten in seinem Einsiedlerdasein. „Rosendoktor“ nennt man ihn. Vielleicht wird er noch Gartendirektor, wer kann's sagen? Vielleicht hat er jetzt sein wahres Talent entdeckt. Eine alles ideal verklärende Liebe liegt über sein Wesen gebreitet. Wo aber, so fragen wir, wäre sie zu finden? Doch nur in der Phantastikwelt neumontanischer Träume! Ob diese Art Literatur für deren Fortentwicklung in Betracht kommen wird, wollen wir erst gar nicht ernst erwägen. Schlimmsten Falles kann sie als ein Rückschlag gelten, der dem Naturalismus folgte. Nicht als ein Merkmal der Gesundung wollen wir den Hyperidealismus ansehen, sondern als Krankheitsymptom, nach dessen Beseitigung erst noch eine urgesunde Blüte der deutschen Dichtung aufzubrechen wird. —

### Theater.

Kleines Theater. Zwei Stilpe Komödien von Otto Julius Bierbaum. — Die beiden Einakter des liebenswürdigen Lyrikers und Verfassers des Stilsperomans wurden, obwohl sehr verschieden im Rang, in der Feiertagsstimmung gleichmäßig freundlich aufgenommen. Der Autor konnte mehrmals vor

dem Vorhange erscheinen. Wenn auch keine ausgereifte Komödie, ist das zweite sehr viel bessere Stückchen bei aller Unwahrscheinlichkeit in der Situation doch jedenfalls eine sehr amüsante Blanderei und darüber hinaus erweckt die prägnante Charakteristik des journalistischen Delabententypus Stilpe ein wärmeres, nachhaltigeres Interesse.

Der ersten Skizze läßt sich derartiges nicht nachrühmen. Sie arbeitet mit außerordentlich billigen Mitteln und scheint hauptsächlich dem Bedürfnisse, den Theaterabend auszufüllen, ihr Dasein zu verdanken. Der Stilpe in der „Schlangendame“ wäre ohne den Stilpe in dem „Cenacle der Maulesel“ ganz ebenso verständlich. Und das Zeitkolorit — nach Angabe des Theaterzettels fällt diese Schälergeschichte in die Mitte der achtziger Jahre, als in der Literatur das damalige „Gründdeutschland“ die Banner seiner jugendlichen radikalsten Respektlosigkeit erhob — ist viel zu oberflächlich behandelt, um als Reizmittel zu wirken. Der Haß wider die „Schulgrammen“ gehört doch zur ständigen Tradition, hat an sich mit dem geistigen Milieu dieser besonderen Periode nichts zu schaffen. Als Epigone, wie im Holzischen „Traumulus“, sind solche Schüler- und Abiturientenszenen auf der Bühne möglich; selbstständig zu einem eigenen Ganzen erwidern sie durch ihre Inhalts- und Pointelosigkeit. Die jungen Leute, die als „Maulesel“ zum Abschiedsfecht auf Stilpes Bude noch einmal zusammenkommen, schmüden sich mit den Namen der Böhmemehelben aus Burgers allberühmten Jägermeisterstücken, rücken sich an Tacitus, Homer und Cicero durch Spottlieder und wollen „leben“, nicht studieren in der Studienzeit, worin Stilpe, der windige Don Juan und Besenmacher, auf der Schule bereits ihnen mit leuchtendem Beispiel voranging. Zum Schluß wird dem Herrn Konrektor, der seltend über den Lärm ins Zimmer tritt, von dem Fährtenführer der Jugend der Standpunkt ordentlich klar gemacht. Einige Intermezzi sind ganz heiter, so die Entrüstung des guten Patrioten, als ihm Stilpe auf der Rückseite eines Bismarckbildes Debels Porträt höhnisch entgegenhält, aber das Ensemble dieser oratorischen Leistungen macht, wenn man die Schulbänke schon länger hinter sich hat und die Schadenfreude an der Ablanzelung eines leibhaftigen Direktors durch die allmächtige Zeit gedämpft ist, doch einen recht trivialen Eindruck.

Die „Schlangendame“ spielt zehn Jahre später. Am die Handlung ist es auch hier höchst dürftig bestellt. Das Fräulein, welches durch die Kunst ihrer Gliederverkrennungen diesen Ehrentitel erworben, hat sonst nichts Schlangenhaftes im Gemüt. Im Gegenteil! Die Verlodungen des Zirkuslebens sind an ihrer Jugend abgeprallt, und den diden Studiosus, den ihre reine Seele gewährt, hat sie mit mütterlicher Liebe und Gebuld gleichfalls auf den Weg der Tugend und des Exzens gebracht. Nun möchte er nach langem, häuslichem Zusammenleben sie heiraten, sie aber tut als wolle sie das nicht, bis der Vater ihres Liebsten, ein harmloser Professor, dem man sie als Neterin des Sohnes und malekose Pensionswirtin vorstellt, sie in aller Form selbst darum bittet. Aber, wie gesagt, es wird unterhaltig geplaudert; Stilpe hat in den zehn Jahren, in denen es mit seiner ehemals schon nicht beträchtlichen Moral noch weiter bergab ging, an Wit vorzüglich zugenommen. Seine funkelnde Frons bringt Zug und Leben in die matten Verwidlungen, und wenn die ideale Schlangendame auch ein ziemlich blutloses Schema bleibt, Stilpes durch den Ton des kalten Spottes immer wieder glühend durchbrechende Bewunderung für sie, die Einzige, die er von Herzen geliebt und die sich ihm verriegt, hat den Akzent der vollen Lebenswahrheit. In der Figur zeigt sich Gestaltungsraft. Als sich der Freund verlobt, verspricht auch Stilpe, ein neues Leben anzufangen. Er will das giftige Kritisieren lassen und unter die Schaffenden gehen, die Berliner lehren, im Dachtanz die höchste Kunstoffenbarung zu erkennen, und den Uebermenschen auf die Bühne bringen. Das klang doppelt lustig und pilant im Kleinen, speziell das Bedelindische Drama kultivierenden Theater.

Abel war ein brillanter Stilpe, ganz und gar die richtige Mischung von Lumperei, blasierter Stephe, behendem Geiste und zurückgebrängter Sentimentalität. Marietta Dills sein distretes Spiel stattete das schattenhafte edle Fräulein mit einem sympathischen Ansehen des Lebens aus. Klein-Rhoden exzellierte in der Böhmemegestalt eines kurrigen gesrägigen, aber ebenso kunstenthusiastischen ehemaligen Kapellmeister. Leitinger spielte den Diden, Kuhnert den alten Professor, Walter einen künftigen Staatsanwalt im Puppenzustand einstuweiliger studentischer Hoch-Menschlichkeit. —

Lustspielhaus. „Der Weg zur Hölle“. Schwant in drei Akten von Kadelburg. — Kadelburg ist ein fester Begriff. Ganz klar, ganz deutlich. Etwa wie Zirkus. Oder wie Tingtangel. Und ist eine sichere Karte. Man weiß, was man erhält. Etwa wie Selter. Oder wie Kapselweinchampagner. Und ist ein bestimmtes Gericht. Etwa wie Rollmops. Oder wie Heringsalat. Oder wie Ragout sin aus Heberresten. Und das ist an ihm zu loben: er sagt deutlich, was er vorsetzt. Er sagt Zirkus, Selter, Heringsalat. Er sagt's halt nur mit einem literarischen Wort: er sagt Schwant. Das ist das Gute an ihm. Mit Literatur, mit Kunst, mit Dichtung, mit Geist will der Mann gar nichts zu tun haben. Mit Theater, mit Bühne ein bißchen was. Aber auch nur in einem rein äußerlichen Sinne. In einem Geschäftssinne. In einem gewissen Routinensinn. Aber da ist er stellenweise von einer Plumpheit, die verblüfft. Und also: auch in der Sache kein Zündchen Zineffe.

„Der Weg zur Hölle“ geht zwischen der bösen Schwiegermutter — natürlich — und der spanischen Tänzerin Cornero. Die eine ist der Stachelbaum am Wege, die andere die Rose mit Dornen. Als holde Blüte steht da der Schwiegerbater, auf dessen Koffen sich der Schwiegerjohn amüsiert. Da blüht das Blümlein Wunderhold, das liebe und geliebte Frauchen, prangt der Freund, der sich in die gewagtesten Abenteuer stürzt — Geschäftsreise, Fuß aus Versehen, Verloben, Hotelbrand, Rettungsarbeit, Zeitungslob, alles unter dem Namen des Freundes. Die Disteln am Wege, das sind: ein Graf, der Diener und das Dienstmädchen. Eine ganze Geschichte. „Nun können wir wieder von vorne anfangen,“ sagt ein paarmal höchst geistreich der Schwiegerjohn. Und so und so oft fängt's von vorne an. Nur im zweiten Akt wäre beinahe so ein bißchen was wie Charme. Das ist bei der Cornero das Tollen und Treiben. Aber es ist nur beinahe. Es ist nur das, was sich von selbst tut: die spanische Tänzerin. Die andern Akte sauern sich so hin. Nach dem Ausgang zu wird's immer saurer. Da kommt ein Kalauer, und man lacht. Nachher ärgert man sich, daß man gelacht hat. Das sind die schlimmsten Stücke nämlich, in denen man sich ärgert, daß man gelacht hat. Aber schließlich gibt man sich drein. Man besieht sich noch mal die Karte. Kadelburg! Wenn in einem Jahre der Wein recht sauer geworden ist, wird er doch getrunken. Warum? Ist's das Trimbbedürfnis oder das Weinbedürfnis? Ach, die Menschheit verschwendet doch eine Unsumme Todesverachtung.

Herr Schönfeld spielte den Schwiegerjohn. Herr Schönfeld ist ein routinierter Schauspieler. Sein Rest ist, daß man die Routine merkt. Und daß man merkt, wie er sich gegen das Deklamieren wehren muß, um beim Sprechen zu bleiben. Felicità Ceriglio war eine sehr gute Lola Cornero. Durchaus „echt“. Ida Becker spielte die Schwiegermutter gut und entsprechend. Die große Familie der geistigen Kadelburger sollte besonders nach dem zweiten Akte tapfer Weisfall. Für den könnte sich Kadelburg in Mainz bei einer Konkurrenz zur Erlangung einer Karnevalsposse den grünen Guldgürtel schiebender Klasse bei Seiner närrischen Hoheit Prinz Karneval holen. Wenn das auch nicht verdienstvoll wäre, verdient wär's gewiß. —

### Kunst.

es. Eine ansehnliche Schar von Künstlern hat der Kunstsalon Schule aufgeboten. Unter ihnen ragen vier kollektiv vertretene Maler hervor, die eine eingehendere Berücksichtigung fordern.

Als erster Hans v. Volkmann, in Karlsruhe tätig. Seine Kunst ist reif und eigen und zeigt hier den abgeschlossenen Wert. Alle anderen tasten noch, suchen, übertreiben und greifen vorbei, nur selten gelingt ihnen ein volles Werk. Bei Volkmann ist jedes Bild eine abgerundete Leistung, legt Zeugnis ab von seinem Fleiß, seiner Gründlichkeit, wie von seinem zarten Empfinden, seinem eigenartigen Sehen. Er vermeidet jeden Kontrast, jedes forcierte Betonen. Ruhig und sanft gehen die Farben und Linien ineinander über. Jedes Teilchen erfährt Berücksichtigung. Es ist die ausgeglichene Ruhe der westdeutschen Landschaft darin. Hügel schwellen sanft ab und erheben sich sanft wieder, und weit reicht der Blick. Diese Harmonie ist nicht bequem und süßlich, es ist Weite und Größe darin, und sie ist nicht im Spiel gewonnen. Wie Volkmann ungezwungen einen Ausschnitt aus der Natur gibt und ihn dennoch zum Bilde rundet, ohne ihm von seiner unberührten, ruhigen Schönheit zu nehmen, das ist ganz eigenartig und selten. Wie er die impressionistische Form benützt, ohne sie zur Formel werden zu lassen, das ist vorbildlich. In grünen, verschwiegenen Tälern rinnt der blaue Bach, und dunkle Büsche geben weiche Schatten, ein heller, klarer Himmel liegt glatt und kühl darüber. Dann wieder erfüllt Herbstpracht die Räume, und die Hügel dehnen sich weit, daß die Menschen und Tiere, die sich auf den Feldern befinden, wie Spielzeug erscheinen. Oder es blühen in weißer Pracht die Obstbäume am Wege und noch glühender, weißer leuchtet die sandige Chaussee, die an den Wäldern entlang zum Dorf führt. Volkmann liebt den Reiz des Unauffälligen, die Schönheit der Natur, die im Leisen, Unanglofen liegt. Wie sich ein Landweg über Hügel führt, an Büschen vorbeigeht, im Tal verschwindet, das reizt ihn. In dieser leisen Linienführung leuchtet er Bedeutendes. Und ebenso leise sind seine Farben, aber voller Harmonien. Die Büsche leuchten in zartem Grün, die Wiesen zeigen rote und blaue Tuffen, wo die Blumen stehen, und besonders ruhig und groß malt Volkmann den Himmel mit all den wechselnden Wolkenscheinungen. Seltener vertieft Volkmann die Kontraste so, wie in dem Herbstbild, wo ein dunkelblauer Bach im Grunde leuchtet und oben auf den Hügeln prangen die goldenen Herbstfarben. Auf diese Weise prägt sich in Volkmann landschaftlich ein besonderer Typus aus, er kennzeichnet die Natur der westdeutschen Ebenen, die Eislandschaft ist sein Revier. Künstlerisch ist er ebenso eigen, diese Mischung von Grazie und Feinheit, Ruhe und Bewegung begegnet selten wieder und man sieht wieder, wie sehr es vom Uebel ist, beim echten Künstler Technik und Gefühl so scharf zu trennen. Gewiß sieht Volkmann seine Natur mit liebenden Augen und er klügel nicht mit technischen Raffinements, wenn er sie darstellen soll. Aber da er die Schönheit tief fühlt, strömt in seine Bilder die Harmonie mit über, leitet ihn an, zart und sicher zu arbeiten, und läßt ihn eigene Reize entdecken, an denen der, der nicht so tief fühlt, vorbeigeht.

Hans Unger hat nicht diese Harmonie. In ihm ist ein Zwiespalt. Man spürt diesen Zwiespalt überall, und nur in den kleinen landschaftlichen Studien ist er einheitlich. Da stellt er scharf und bewußt einen Eindruck hin, Herbstsonne, die über das blaue Meer an gelbe Klippen scheint, Durchblicke durch tiefen, grünen Wald. Scharfe Linien, breite Flächen geben einen festen Gesamteindruck. Dagegen wirken die Porträts und namentlich die symbolischen Bilder gequält. Die Farbenempfindung wird hier blechern.

Problematisch in seinem Schaffen ist auch Martin Brandenburg. Auch hier bemerken wir die größten Differenzen in den fatal an Theater erinnernden phantastischen Bildern, die „Das hohe Lied“ heißen (eine gleißende Sonnenpracht über dem Meer, in der ein Menschenpaar schwebt) oder „Traum“ (ein Gewirr von Theaterfiguren). Die Kohlezeichnungen interessieren durch die sichere Zeichnung. Am eindringlichsten wirkt der „Tod über der Stadt“, der im Gewand eines liederlichen Spelunkenbruders hinzieht über den Dächern.

Ad. Levier (München) ist der berufene Modemaler. Er weiß sich pariserisch geschickt zu geben. Unleugbar hat er Talent. Aber seine Weiß in Weiß gemalten und weißgerahmten Porträts kann man nicht lange ertragen. Man hat vor den Augen die Suggestion massentweiser verarbeiteter Schlagfahne. Die Herrenporträts sind erster. —

### Humoristisches.

— Eingegangen. Schuster: „Hier bringe ich Ihnen die reparierten Stiefel, Herr Doktor. Drei Mark, wenn ich bitten darf!“

Doktor: „Was, drei Mark? Sie sind wohl verrückt! Lassen Sie Ihren Kopf untersuchen... Kann nichts finden. So, die Konjunktion kostet fünf Mark — da bekomm' ich noch zwei Mark heraus!“ —

— Vorahnung. Frau (zu ihrem Mann, einem Geschäftsreisenden, der eben einen Kunden besuchen will): „Ich werde hier auf Dich warten!“

Mann: „Um... Ob ich aber gerade zu dieser Tür hinauskomme...?“ —

— Am Telefon. „Na, Herr Müller, haben Sie den Huber antelephoniert und ihn gründlich abgefanzelt wegen seiner Nachlässigkeit?“

„Ja wohl, Herr Prinzipal!“

„War er denn auch selbst am Telefon?“

„Ja freilich, Herr Prinzipal!“

„Na, was hat er denn gesagt?“

„G'schaut hat er halt!“ —

(„Fliegende Blätter.“)

### Notizen.

— „Jugend“ und „Simplicissimus“ erhöhen von Neujahr ab den Nummernpreis: Die „Jugend“ von 30 auf 35 Pf., der „Simplicissimus“ von 20 auf 30 Pf. —

— „Andalofia“. Die „Deutsche Verlehrszeitung“ bringt folgende Bücheranzeige: Im Verlage von F. Harnisch, Charlottenburg, erscheint in einigen Tagen „Andalofia“, ein dramatisches Gedicht von Ferdinand Bonn. —

— Die Chemnitzer Stadtverordneten haben zwei Millionen für den Bau eines neuen Stadttheaters bewilligt. Das Theater erhält 1300 Sitzplätze. —

— Richard Strauß' „Feuersnot“ hatte bei der Erstaufführung im Münchener Hoftheater großen Erfolg. —

— Im Sölkergebiet und in den Fennersbacher Alpen sind über 1000 Gemsen an der sogenannten „Gemseräude“ eingegangen. —

— Leistungen moderner Werkzeugmaschinen. Im „Promethens“ lesen wir: Welch bedeutende Leistung die Anwendung der sogenannten Schnelldrehstäbe ermöglicht, zeigt eine Kollektion schwerster Werkzeugmaschinen, die von der Firma Armstrong, Whitworth and Co in Manchester auf der Weltausstellung in Lüttich gezeigt wurden. Eine Fräsmaschine fräst bei einem Kraftverbrauch von 40 PS in der Minute eine Fläche von 150 mm Breite und 112 mm Länge 22 mm tief. Eine Drehbank schneidet von einer 46 cm starken Welle einen Span von 25 mm Tiefe, der bei jeder Umdrehung 6 1/2 mm fortstreift, und verbraucht zu dieser Leistung 60 PS. Eine Vertikalbohrmaschine bohrt in einer Minute ein Loch von 19 mm Durchmesser 51 cm tief in einen Gußeisenblock, und eine noch schwerere Bohrmaschine bohrt in Stahl ein Loch von 45 mm Durchmesser und 63 mm Tiefe in 28 Sekunden bei einem Kraftverbrauch von 30 PS. —